



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Westfälisches Dorfleben

Buse, Johannes

Paderborn, 1926

Der Sonderling

urn:nbn:de:hbz:466:1-30935

Es war und dauert soviel wie der neue Tag gesprungen.
Eins ist anders ist geworden aus bichem Gerdoff,
das kommt und ist herniederhängt und die bemalsten
Bergfelsen der Tage einhüllt. Nirgendes ein Stills-
sen. Himmelstoben, nirgendes eine Lücke in dem Wollen-
nach, doch das die Sonne endlich mal wieder herab-
schauen könnte. Der Regen drohen. Regnen
der letzten Jahr. Es ist doch die Zeit,
wo die Früchte der Erde entgegenreifen, wo auf den
Feldern das gezeichnete Korn steht und der Einsam-
keit harrt.

Der Sonderling.

Und esster und sinter wie der Tag, ist auch das
Gedacht des Hausbauern, der in der halboffenen
Landschaft steht und seine Augen in die Weite schwen-
ken läßt.

Es ist eigentlich Dasein, daß er hofft und harret
auf besseres Wetter, bringt doch jeder Tag nur Regen,
Regen, Regen. Gerade, als ob der Herrgott da oben
schleife oder es darauf abgesehen hätte, die Erde zu
vernichten. Erst all die Arbeit und Mühen, die man
gehabt hat, um die Felder zu bestellen, und nun dieser
endlose Regen, der die Blüten vermilcht und die
Säulen beschuldigt, wenn nicht gar vernichtet. Da soll
schon einer nicht verdrüsslich werden.

Walt. Wehrhahn's Vorlesung.

Der Sonderling.

Grau und düster kommt der neue Tag geschritten. Sein Gewand ist gewoben aus dichtem Gewölk, das schwer und tief herniederhängt und die bewaldeten Bergspitzen der Egge einhüllt. Nirgends ein Stücklein Himmelsblau, nirgends eine Lücke in dem Wolkendach, durch das die Sonne endlich mal wieder herabschauen könnte nach dem fast ununterbrochenen Regnen der letzten zwei Wochen. Und es ist doch die Zeit, wo die Früchte der Ernte entgegenreifen, wo auf den Feldern das geschnittene Korn steht und des Einfahrens harrt.

Und düster und finster wie der Tag, ist auch das Gesicht des Hansenbauern, der in der halboffenen Tennentür steht und seine Augen in die Weite schweifen läßt.

Ist ja eigentlich Unsinn, daß er hofft und harrt auf besseres Wetter, bringt doch jeder Tag nur Regen, Regen, Regen. Gerade, als ob der Herrgott da oben schliefe oder es darauf abgesehen hätte, die Ernte zu vernichten. Erst all die Arbeit und Mühen, die man gehabt hat, um die Felder zu bestellen, und nun dieser endlose Regen, der die Fluren verwüstet und die Saaten beschädigt, wenn nicht gar vernichtet. Da soll schon einer nicht verdrießlich werden.

Nun treffen seine Blicke das kleine einstöckige Haus, das, von wildem Weinlaub fast völlig umspunnen, wie ein Märchenbild etwas abseits vom Hofe zwischen Obstbäumen daliegt. Früher ist's die Behausung eines Heuerlings gewesen, aber seit fast dreißig Jahren lebt der Janpeter drin, sein ältester Bruder, der eigentlich Hoferbe geworden wäre, aber darauf verzichtet und sich nur das kleine Haus und freie Kost für seine Lebenszeit ausbedungen hat. In seiner Brust rumoren aufs neue die galligen Gedanken, und der Neid mischt seine Tropfen dazu.

Der da, der Janpeter, hat's besser wie er. Hat für keinen zu sorgen, nicht Weib und Kind, kümmert sich nur um seine Eigenheiten, um seine Blumen und Vögel; säet nicht und erntet nicht, und Gott erhält ihn doch, ob's regnet oder schneit . . . Ist doch schon ein Leben, wie es Gott in Frankreich nicht besser hat.

Da kommt die Toni, eines der Dienstmädchen, mit einem leeren Körbchen in der Hand von dem kleinen Hause hergeschritten. Schon all die Jahre, die sie auf dem Hofe dient, obliegt ihr die Pflicht, dem alten Janpeter die Kost zu bringen, und nun hat sie ihm den Morgenkaffee zugetragen. Die Toni ist auch wohl die einzige, die von den Hofbewohnern in dem kleinen Hause aus und ein geht. Der Bauer wie auch die Bäuerin kümmern sich wenig um den alten Onkel, es kommt schon vor, daß sie ihn die ganze Woche nicht sehen. Es muß ja sein, daß sie ihn be-

köstigen, so ist der Vertrag aufgenommen; ganz vergessen darf man ihn schon nicht, denn der Janpeter hat noch Geld, und wenn er mal die Augen zutut, dann . . . Da hat man die Toni beauftragt, für ihn zu sorgen, daß ihm nichts an Essen und Trinken abgeht, auch mal seine Stube zu scheuern, — und damit haben Bruder und Schwägerin ihr Gewissen beruhigt. Und der Janpeter verlangt auch nicht nach ihnen. Er kennt die Gesinnungen seiner nächsten und einzigen Verwandten zur Genüge, er weiß, daß die es am liebsten sehen würden, wenn er morgen stürbe und sie übermorgen Erben seines Barvermögens würden. Deshalb hat auch er den Fuß nicht unnötigerweise über die Schwelle seines elterlichen Hauses gesetzt und ist auf seine alten Tage zum Sonderling geworden, der die Menschen meidet und nur Freude und Vergnügen findet an seinen Blumen und Vögeln. Seine Stube gleicht schon einem Blumengarten: da grünen und blühen in Töpfen und Kästen die verschiedensten Kinder Floras, und zwischen den Blumen, von dem grünen Geranke und Blattwerke verdeckt, hat der Janpeter die hölzernen Käfige seiner gefiederten Sänger untergebracht. Hier flötet eine Amsel ihre melancholischen Weisen, da läßt ein Buchfinkenpärchen sein „Pinf, pink!“ erschallen, dort wetteifert ein Stieglitz mit einem Kanarienhähnchen im Gesange, über der Tür, zwischen Efeuranken, hat ein Dompfaff sein Quartier, vorm Fenster hat ein Zeisig neben einem Starmatz Wohnung be-

kommen: So hallt aus allen Winkeln und Ecken ein Gezwitscher und Geflöt und Gepfeife, daß man schon glauben könnte, im grünen Walde zu sein und nicht in der Stube des Janpeters.

„Bauer, Euer Bruder ist krank,“ spricht die Toni in wehem Tone, wie sie ins Haus treten will.

„Der Janpeter? — Was fehlt ihm denn?“

„Er ist zu Bette geblieben und hat kaum was angerührt. Sieht recht matt und verfallen aus und klagt über Müdigkeit und Kopfschmerzen. . . .“

Der Bauer macht eine geringschätzig Handbewegung und meint: „Wird wohl so schlimm nicht sein. Wenn einer erst über die Siebzig ist, dann hat er schon mal einen wehleidigen Tag. Eine Tasse Tee kannst’ ihm ja kochen, dann . . .“

„Ins Dorf soll ich gehen und bestellen den . . .“

„Den Doktor?“ unterbricht der Bauer staunend des Mädchens Rede.

„Den will er nicht, aber den Pastor!“

„Den Pastor?“ Bang und breit dehnt der Bauer die Worte heraus und starrt mit großen Augen die Toni an. Das kann er nicht begreifen. Den Pastor haben sie nur dann auf dem Hofe gekannt, wenn mal eins im Sterben gelegen hat, sonst nicht, und die Kirche haben sie auch nicht zuviel ausgetreten. Der Janpeter besonders in seiner Eigenart hat sich oft wochenlang nicht um Kirche und Pfarrer gekümmert, und nun verlangt er . . . „Dann ist er krank, Toni, richtig

frank," behauptet er dann. „Da will ich mal selbst hinübergehen und nachsehen, hernach kann man denn ins Dorf gehen zum Pastor.“

Die Toni geht in die Küche zurück, der Bauer aber stelzt mit schweren Schritten und wirren Gedanken über den Hof dem kleinen Hause zu. Wie lange ist es her, seit er das letztemal die Schwelle überschritten? Er vermag es nicht zu sagen. Und wie er nun die Stubentür aufklinkt und sich inmitten der Blumen sieht und die Vogelstimmen ihn umschwärmen, da steht er ein Weilchen ganz sprachlos und stumm, und seine Augen gehen umher, und er weiß nicht, was er sagen soll. Da schüttelt er ein paar mal seinen grauen Kopf und knurrt nur: „Es ist ein Sonderling, ein echter," und schreitet auf die Kammer zu, deren Tür halboffen steht und in der der Janpeter zu Bette liegt.

Der Janpeter reißt die Augen groß auf, wo er den Bruder an sein Bett treten sieht. O, er versteht schon, weshalb der Heinrich kommt. Teilnahme ist es nicht.

„Will's denn nicht, Janpeter?"

Der macht eine verneinende Kopfbewegung und spricht: „Mag wohl bald abgelaufen sein, mein Uhrwerk. — Bin ja auch alt genug geworden, Heinrich, bald achtzig . . .“

„Ach, wird schon wieder werden, sollst' mal sehen," spricht der Bauer. Es soll ein Trost sein, aber er

selbst empfindet es wohl schon, daß die Worte doch nicht so gemeint sind.

Wieder schüttelt der Kranke den Kopf. „Ist ja auch kein Landschaden. Einmal muß es ja sein. Der Weg bleibt einem schon nicht erspart. — Nur gut, wenn man noch zur rechten Zeit seine Rechnung mit unserem Herrgott in Ordnung bringen kann. Hab' ja in gesunden Tagen den Pastor nicht zuviel belästigt, aber nun, wo ich doch . . . Deshalb hab' ich auch der Toni gesagt, sie solle ins Dorf gehen und . . .“

„Will schon selbst den Herrn bestellen, Janpeter, muß doch ins Dorf. Wenn du es nicht anders willst, aber ich meine, du raffst dich wieder auf. — Da soll dir die Toni die Stube und Kammer in Ordnung bringen, damit der Pastor alles blank findet. — Und was meinst', Janpeter, sollen wir nicht die Vögel raus tun? Die stören dich nur.“

„Meine Vögel? Nein, nein!“ wehrt der Kranke mit erhobenen Händen, „die belästigen mich schon nicht. Sind ja meine einzigen Freunde gewesen all die langen Jahre.“

„Die einzigen Freunde! — Janpeter, hast du denn an mir, an uns keine Freunde gehabt?“ fragt der Bauer etwas unwirsch.

Der Kranke sieht den Bruder groß und vielfachend an, lächelt ironisch und meint: „Ja, ja, — wann ist denn mal von euch eins bei mir gewesen? — Nur

die Toni, das Dienstmädchen, die hat den Weg in meine Hütte gefunden."

"Weißt ja selbst, Janpeter, daß die Arbeit einem oft keine Zeit läßt," sucht sich der Bauer zu entschuldigen, "aber du bist auch deine eigenen Wege gegangen. — Doch wir wollen darüber nicht reden."

"Nein, nein, hat keinen Zweck, Heinrich." —

Als der Bauer wieder ins Haus kommt, befiehlt er der Toni, daß sie hinübergehen soll in des Janpeters Einsiedelei, um dort Ordnung zu schaffen. Dann hat er eine lange geheime Unterredung mit seinem Weibe, und darauf geht er ins Dorf, den Pastor zu bestellen.

Derweil ist die Toni dran, in dem Häuschen alles blitzblank herzurichten. Sie hat dem Janpeter ja schon immer alles in Ordnung gehalten, hat gepuht und gefegt und gewischt, wenn der Alte auch manchmal abwehrte und es selbst tun wollte. Aber zuweilen ist ihr doch die Zeit rar geworden, denn auf dem Hofe ist sie auch verlangt gewesen, dann hat sie nur so darüber hinwegsehen können. Heute aber soll einmal gründliche Reinigung gehalten werden. Und sie schafft mit hellen Augen und glühenden Wangen, und der Janpeter folgt ihrem Tun manchmal mit seinen Blicken . . . Ein Prachtmädel ist die Toni! Der Lorenz Wende, mit dem sie verlobt ist, tut keinen Fehlgriff, wenn sie auch nur eine arme Dirn' ist. Und stets so freundlich und dienstbereit, so hilfreich . . . Das hat

er all die Jahre, die die Toni schon auf dem Hofe ist und seine Kause in Ordnung hielt, wohl empfunden. Sie ist die einzige, die ihm in uneigennützigster Weise Freundlichkeit und Güte, ja auch Liebe entgegenbringt. Hätte die's auch so gemacht, wie die andern . . . Hätte ja einfach ihren Korb mit dem Essen und Trinken dahinstellen und ihrer Wege gehen können, — aber nein, so war die Toni nicht. Sie fand noch stets ein freundliches Wort, half ihm hier, half ihm dort, kam manchmal sogar in der Freizeit herüber und stopfte und flickte ihm an seinen Kleidern. . . .

„Janpeter, nun muß ich mich aber doch mal an die Vogelbauer geben,“ spricht da die Toni und sieht ihn fragend an. Auch hierbei hat sie den Alten schon manchmal helfen wollen, aber dieses Amt hat er ihr nie anvertraut. Die Pflege seiner Vögel hat er ganz allein behalten. Aber nun muß er's doch wohl zugeben.

„Aber vorsichtig, Toni, vorsichtig,“ rät und mahnt er. „Ein jedes Tierchen will besonders behandelt werden, und jedes hat sein besonderes Futter. . . . Wer das nicht kennt . . . Hab' auch erst viel lernen müssen, aber hernach hat's mir Freude gemacht. . . . Waren meine besten Freunde, die Vögel, und Verstand haben sie auch, wohl mehr wie manch Menschenkind.“

Die Toni gibt sich nun an die Arbeit, Käfig um Käfig nimmt sie hervor, reinigt ihn ordentlich und gibt den Tieren Futter und Wasser. Und eine stille Freude umfängt sie bei diesem Tun, und die selige Traum-

stimmung, die sie so oft in Janpeters Stube empfunden, hüllt sie aufs neue in ihre leichten, duftigen Gewebe und macht ihr Herz froh und leicht, so daß sie vor lauter Seligkeit ein Liedchen vor sich hinsummt.

Der Janpeter verfolgt ihre Arbeit durch die weit offenstehende Kammertür mit sichtlicher Befriedigung. Und er vergißt fast seine Mattigkeit, seine Atemnot und denkt kaum daran, daß er den Pfarrer gewünscht hat.

Just ist die Toni fertig mit der Arbeit, da stellt sich die Bäuerin in dem Häuschen ein. Sie stellt ein Geschirr auf den Stuhl neben das Bett, reicht dem Janpeter die Hand und meint: „Nun, Schwager, wie ist Euch denn? — Was macht Ihr für Geschichten? Wollt doch wohl nicht krank werden?“

Der Janpeter nickt mit halbgeschlossenen Augen. Er kann sich nicht entsinnen, wann er die Schwägerin mal bei sich gesehen hat.

„Hab' Euch etwas heiße Milch mitgebracht, die trinkt einmal, die tut Euch gut. — Mögt Euch bei diesem rauhen und nassen Wetter wohl erkältet haben.“

„Einmal hat alles ein Ende, alles, alles,“ murmelt der Janpeter und schließt die Augen.

Die Bäuerin redet noch einiges, verweist auf seine fernige Gesundheit, die sich bald wieder durchringen werde, und geht dann mit dem Versprechen, bald wiederzukommen, auch mal eins der Kinder zu schicken.

Der Janpeter gibt keine Antwort darauf. Ihm ist's schon gleich, ob die kommen oder nicht. In seinen gesunden Tagen haben sie ihn links liegen lassen, und die Kinder haben ihn erst recht nicht geachtet. Da fällt es ihm nicht schwer, wenn er auch jetzt auf deren Besuch verzichten müßte. . . .

„Toni, eins könntest wohl noch besorgen lassen.“

„Nun, was denn?“

„Sag' den beiden Knechten, sie sollten mal herüberkommen und mir das Bett in die Stube tragen, in die Ecke neben das Fenster. Dort ist's doch freundlicher und heller wie hier, und wer weiß, wie lange ich zum Liegen gezwungen sein werde.“

„Das soll schon besorgt werden, und ist auch ganz recht. Hab' selbst schon daran gedacht, aber die Vögel . . .“

„Gerade deswegen, Toni!“

Die Toni holt die Knechte. Die greifen mit ihren starken Armen unter das Bettgestell und tragen es, mit dem kranken Janpeter drin, in die Stube, an den bestimmten Platz. Die Toni rückt einen kleinen Tisch an das Bett heran, stellt einen blühenden Geranienstock darauf, überblickt noch einmal das Zimmer und geht dann durch den sprühenden Regen, der sich wieder eingestellt hat, über den Hof dem Hause zu.

Nun ist der Janpeter allein. Er blickt an den Wänden empor nach seinen Lieblingen, die da pfeifen

und zwitschern und singen, als wollten sie ihren kranken Freund besonders begrüßen.

Um die Frühstückszeit kommt der alte Pfarrer. Der Bauer führt ihn mit freundlichen Worten bei dem Kranken ein. Dann läßt er die beiden allein.

Der Pfarrer kennt den Janpeter schon und weiß, wie er ihn zu behandeln hat. Und er richtet sich danach. Ganz wie ein lieber, alter Freund reicht er dem Kranken die Hand, drückt seine Verwunderung und sein Staunen aus über die Blumen und Vögel, fragt nach seinem Befinden, redet von diesem und jenem und geht dann langsam auf die religiösen Kardinalfragen ein, die einem Kranken, besonders in jenem Alter, auf dem Herzen liegen und das Leben und Sterben bitter oder auch leicht machen können. — Und der Janpeter hat das letzte Restchen Scheu, das er noch hatte, längst beiseite gelegt. Immer freier und leichter wird ihm ums Herz, und wie er endlich gar fertig ist mit seiner Seelenreinigung, wie des Pfarrers geweihte Hände das Kreuzzeichen über ihn gemacht und dessen Mund das „Ego te absolvo“ gesprochen, da ist's ihm schon, als sollte er mit seinen Vögeln jubeln und singen vor lauter Herzensseligkeit. Ganz verklärt und glücklich schaut er drein.

Es ist bereits Mittag, da richtet sich der Pfarrer wieder zum Gehen. Der Janpeter hält eine ganze Weile die ihm gereichte Hand fest umschlossen und

spricht: „Herr Pastor, recht vielen, vielen Dank muß ich Ihnen sagen für Ihr Kommen. . . .“

„Aber, Janpeter, das ist doch nur meine Pflicht. — Ich bin glücklich und froh, daß ich Euch Seelenfrieden habe bringen können,“ wehrt der Pfarrer ab. „Ihr seid nun mit dem lieben Gott wieder ausgesöhnt, und morgen früh nach der Messe bringe ich Euch die heilige Kommunion und die Ölung. Nicht wahr, Janpeter?“

Der nickt mit feuchten Augen.

Dann geht der Pfarrer wieder dahin.

Und der Janpeter liegt da und träumt und sinnt und betet dazwischendurch, was ihm just einfällt, und freut sich über sein Glück, das er nun in der Brust trägt. . . . Fast achtzig Jahre ist er nun alt geworden, aber er meint schon, seit dem Tage seiner ersten heiligen Kommunion nicht mehr so glücklich gewesen zu sein wie nun, da der alte freundliche Pfarrer ihm geholfen, alle Winkel seines verstaubten Herzens zu reinigen und zu putzen. . . . Nun hat er schon gar keine Furcht mehr vor dem Ende, vor dem Senfmann. Einmal muß es ja doch sein, und wenn dann einer so wie er . . . Für Weib und Kinder hat er nicht zu sorgen, die machen ihm das Scheiden nicht schwer, und seinem Bruder nebst Weib und Kindern wird sein Fortgang auch schon keine Lücke reißen, die werden ihm kaum eine Träne nachweinen. . . . Und was er hinterläßt, nun, von dem Gelde wird er schon den

rechten Gebrauch machen, dabei soll ihm der Pfarrer schon helfen; die auf dem Hofe haben es gar nicht nötig, wenn sie auch hungrig genug darauf sind, wie er ja längst gemerkt hat . . . haben es auch gar nicht um ihn verdient . . . Was dann noch übrig bleibt an Sachen, damit mögen sie hernach machen, was sie wollen, ihn soll's nicht mehr kümmern.

Im Laufe des Nachmittags bekommt der Janpeter fast stündlich Besuch. Einmal ist's die Schwägerin, dann ist's eins von den Kindern, die sich nun auch des kranken Onkels erinnern, und gegen Abend stellt sich auch der Heinrich noch ein. Sie alle reden so freundlich und liebevoll mit ihm, so daß sich ein Fremder gar wundern müßte, wie gut der Kranke von den Hofleuten behandelt wird. Der aber kennt seine Pappenheimer längst und gibt auf all ihre honigsüßen Worte wohl fröhliche, aber nur kurze und nichts sagende Antworten.

Am anderen Morgen in aller Frühe ist die Toni schon geschäftig, des Janpeters Stube zum Empfang des hohen Besuches zu schmücken. Ein paar Leuchter mit Kerzen bringt sie aus dem Wohnhause mit, dann breitet sie eine weiße Decke über den Tisch, langt das alte Kruzifix von der Wand, sucht die besten blühenden Blumenstöcke aus und ordnet zur Seite des Bettes den kleinen Altar. Nun noch ein Schälchen mit Weihwasser, einen Buchsbaumzweig als Wedel drin, und ihre Vorbereitung ist beendet.

Da streckt ihr der Janpeter, der all ihr Tun beobachtet hat, die Hand aus dem Bette entgegen. „Toni,“ raunt er halblaut, „gut bist du, Mädchen, gut. Tußt so viel für mich, hast dich immer um mich gesorgt, und ich kann . . .“

„Aber, Janpeter, das ist doch nur meine Pflicht“, unterbricht ihn die Toni mit weicher Stimme.

Der drückt des Mädchens Hand fest in der seinen und entgegnet gedehnt: „Pflicht? Hast mehr an mir getan, Mädchen. — Das muß dir der liebe Herrgott segnen. — Gut muß es dir gehen dein Leben lang, so denk’ ich mir, und wenn du dem Lorenz Wende sein Weib bist . . . der ist ja auch gut . . . sind lange gute Freunde gewesen, sein Vater und ich . . . da wünsch’ ich dir Glück, viel Glück, wie du es verdienst.“

Mit feuchten Augen blickt die Toni den Kranken an: „Ich dank’ Euch für den Wunsch, Janpeter. Geb’s Gott, daß es wahr wird.“

Der nickt ein paarmal und lispelt noch: „Wird werden, glaub’s nur.“

Dann ist’s ein Weilchen still zwischen den beiden, ein jedes hängt seinen Gedanken nach, der Kranke im Bette, die Toni bei der Versorgung der Vögel, die trotz des grauen, regenschweren Tages, der durch die Fenster lugt, singen und schmettern, als ob es im Frühling wäre. Wie die Toni auch mit dieser Verrichtung fertig ist und sich zum Gehen wenden will, ruft sie der Janpeter noch einmal zurück.

„Toni, wolltest du wohl . . . weißt . . . ich bin alt und weiß mich nicht mehr recht zurechtzufinden,“ drückt er unsicher und zögernd heraus, „ich mein’, tätest mir wohl etwas vorbeten zur Vorbereitung?“

„O gern, Janpeter. Habt Ihr ein Buch?“

„Da auf dem Gesimse liegt es.“

Die Toni langt ein altes Gebetbuch mit schadhaftem Deckel hervor, sucht darin, kniet dann vor dem Altärchen auf den Boden und betet mit lauter und langsamer Stimme dem Kranken die Gebete zur Vorbereitung auf die heilige Kommunion vor.

Und still und ruhig, mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen, liegt der Janpeter da.

Ein Weilchen hat die Toni so gebetet, da hört man das Schellen eines Glöckleins. Immer näher kommt das silberne Geklingel. Die Toni wirft einen Blick durch die Scheiben. Da kommt der Pfarrer mit dem Mehdiener, um dem Kranken die Wegzehrung zu bringen. Nun zündet sie die Kerzen an und setzt ihre Gebete fort. Just wie sie damit fertig ist, tritt der Pfarrer in die Stube, und ihm nach drängen sich die vom Hofe, der Heinrich, die Bäuerin und die Kinder, die mit der Toni am Bette niederknien, während der Pfarrer den wegmüden Wanderer mit der heiligen Kommunion und der Slung für die letzte Reise stärkt.

„Am Nachmittage komme ich wieder“, raunt der Pfarrer dem Janpeter noch zu, dann geht er mit dem Ministranten wieder heim, dem Dorfe zu.

Leise gehen nun auch die anderen wieder aus dem Häuschen, und der Janpeter ist nun mit sich und seinem Herrgott, den er im Herzen trägt, ganz allein.

Es dämmert bereits, und die Bäuerin hat dem Schwager just in eigener Person einen Topf Suppe für die Nacht gebracht, als sich der Pfarrer wieder einstellt.

„Nun, wie fühlt Ihr Euch denn, Janpeter?“ fragt er, indem er sich einen Stuhl an das Bett heranzieht.

„Ganz gut, Herr Pastor, ganz gut, besser als gestern. — Wenn die große Mattigkeit nicht wär', ich möcht' schon wieder aufstehen.“

„Das laßt lieber sein, Janpeter, bleibt ruhig liegen, versäumt ja nichts. Müßt nur entschuldigen, daß ich nicht schon am Nachmittage kam, denn . . .“

„Ach, Herr Pastor“, unterbricht ihn der Janpeter, „das ist doch nicht schlimm. Wenn Sie mich nur ab und zu mal besuchen wollten in diesen Tagen, das wäre mir lieb, welche Zeit, kann ich Ihnen ja nicht vorschreiben.“

„Gern, Janpeter, gern. Wenn es eben ist, mache ich mir täglich einen Spaziergang hier herauf. Aber heute . . . Ist ein trauriger Fall.“

„Ist denn wer verunglückt?“

„Verunglückt gerade nicht, aber einen Schlaganfall hat der alte Wende bekommen.“

„Der alte Wende?“ staunt der Janpeter mit großen Augen.

„Kanntet Ihr ihn?“

„O ja, gut! — Waren früher die besten Freunde.“

„So? — Ich wollte just zu Euch herauf, da wurde ich zu ihm gerufen. Konnte ihm nur die Generalabsolution geben, dann starb er.“

„So plötzlich?“ Wie entgeistert starrt der Janpeter vor sich hin.

„Soll vor Aufregung gekommen sein. — Er hatte, wie mir eine alte Frau erzählte, für seinen Bruder in der Stadt eine Bürgschaft von 20 000 Mark übernommen. Der Bruder hat nun plötzlich Konkurs gemacht, und nun sollte er zahlen. Da wird das kleine Gütlein wohl unter den Hammer kommen. Barvermögen ist ja nicht vorhanden. Tut mir leid um die Leute, waren immer so rechtschaffen. Der einzige Sohn, der Lorenz, wollte ja bald Hochzeit machen mit der Toni Holt, die bei Eurem Bruder dient, aber damit wird's nun wohl gute Weile haben, denn unter diesen Umständen, wo den jungen Leuten das Anwesen noch möglicherweise verkauft wird, soll's mit der Heirat wohl nichts geben.“

„Weiß es die Toni hier schon?“

„Ich glaube nicht. — Es ist ja so plötzlich gekommen, da . . . Es tut mir leid . . .“

Nachdem der Pfarrer wieder gegangen ist, liegt der Janpeter noch lange wach und sinnt und spinnt

seinen Gedanken nach, die sich zumeist nur um das Unglück der Wendenleute drehen. Und wie hernach noch die Toni kommt und in ihrer freundlichen Art ihm alles für die Nacht ordnet und noch mit ihm plaudert und betet und er erkennt, daß die Toni nichts von dem Unglück weiß und noch unbefangen ihren Glückstraum träumt, da fühlt er Mitleid mit dem Mädchen, ein recht großes und tiefes, und es erwacht in seiner Seele ein hochherziger Entschluß.

„Schafft euch Freunde mit dem ungerechten Mammon“, hat der liebe Gott irgendwo gesagt, „damit, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch in die ewigen Wohnungen aufnehmen.“ — Er wird schon den rechten Gebrauch machen von seinem Mammon... und ein gutes Werk ist das auch, wenn er zwei guten jungen Leuten die Heirat ermöglicht, die sonst noch lange hinausgeschoben würde oder gar unterbliebe. Ist sicher ein gutes Werk.

Am anderen Morgen ist die Toni recht niedergeschlagen, und ihre geröteten Augen zeugen vom Weinen. Der Janpeter sieht's auf den ersten Blick. . . . Da wird der Lorenz Wende sie wohl von dem Unglück benachrichtigt haben Ob sie auch alles weiß, und auch, daß das Gütchen für sie verloren ist, wenn Und er wagt einige zage Fragen und erhält nun die Gewißheit, daß das Mädchen von allem Bescheid weiß.

„Wegen des Todesfalles hätten wir ja sowieso noch eine Zeit warten müssen, denn wenn wir nun im Herbst, wie wir vorhatten, Hochzeit machen würden, dann gäb's nur Geschwätz.“

„Das sollte dich nicht anfechten,“ gibt der Alte zu bedenken, „ich meine, der Lorenz hat nun gerade eine Frau nötig. Ist nun ganz allein mit der alten Mutter, die auch nicht mehr recht kann, da . . .“

Die Toni starrt vor sich hin und zuckt die Achseln und meint: „Und wenn's nun so ist, wie mir der Lorenz sagte, ich meine, mit dem Gelde, dann wird's überhaupt wohl noch Haken genug haben.“

„Ich denk', ihr zwei verstehtet euch doch?“

„Das tun wir auch, Janpeter,“ beteuert die Toni mit fester Stimme, „auseinander bringt uns das Unglück nicht. Und wenn's nicht anders ist und die Wenden gar das Gütchen verkaufen müßten, wir können auch in einem Heuerlingshause glücklich werden. Zu arbeiten verstehen wir beide.“

„Na, was soll's dann noch mehr?“

Die Toni verzieht ihr Gesicht zu einem Lächeln bei seinen Trostworten, aber er merkt es doch, daß ihr das nicht von Herzen kommt, und sie ist schon froh, daß sie nach Verrichtung ihrer Arbeiten wieder gehen kann, so gern sie auch sonst bei dem Janpeter ist. Heute ist sie schon am liebsten mit ihren Gedanken allein. Und damit hat sie Glück, denn die Bäuerin hat ihr im Garten zu jäten aufgegeben, während die

anderen Mädchen mit nach dem Felde sind, um das Korn auseinanderzulegen. — — —

Und in der Stube des Bauernhofes steht der Hofherr seinem Weibe gegenüber, und ihrer beiden Reden drehen sich um den Janpeter oder vielmehr um die zu erwartende Erbschaft.

„Könntest ihm aber doch mal auf den Zahn fühlen, Heinrich,“ meint die Bäuerin im Laufe des Gespräches, „vielleicht, daß er ein Testament gemacht hat.“

Der Bauer blickt eine Weile ernst zu Boden und schüttelt dann den grauen Kopf. „Ich glaub’s nicht, daß er eins gemacht hat, Anna. — Wozu auch? Sind denn noch andere da wie wir? — Aber fragen will ich ihn doch mal. Ich denk’, er kann es schon nicht übelnehmen, ist doch nur Vorsicht.“

„So mein’ ich auch,“ nickt die Frau. „Doch sterben, daran glaub’ ich so schnell nicht. Er sieht wieder viel heller aus den Augen.“

„Wenn’s nicht eine Aufraffung ist. — Man könnt’ ja den Doktor holen, aber er will ja nicht. Ist immer schon ein Sonderling gewesen, da muß man ihn gewähren lassen.“

„Wie er’s haben will.“

Wohl eine Viertelstunde steht der Bauer dann in Gedanken verloren in der offenen Tenthür und starrt dahin in die Weite, wo nach langer Zeit sich die ersten Sonnenstrahlen mal wieder durch das graue Gewölk zwängen und dem ganzen Thal gleich ein an-

deres Ansehen geben. Endlich zieht er seine Tuckkappe gerade, legt die Hände auf den Rücken und schreitet ernst und bedächtig des Janpeters Einsiedelei zu.

Wie der Bauer die Stubentür aufklinkt, wacht der Janpeter just aus kurzem Schlummer auf. Da setzt er sich ganz resolviert ans Bett, spricht mit seinem Bruder über dies und das, über Feldbestellung, Wetter und was ihm gerade einfällt. Schließlich hat er das Gespräch an dem Ende, wo er es haben will, und er fragt ganz unvermittelt:

„Hast denn auch ein Testament gemacht, Janpeter? Weiß, es geht mich ja eigentlich nichts an, aber als Bruder denk' ich dich schon mal daran erinnern zu dürfen.“

Der Janpeter schaut dem Bruder einen Augenblick voll ins Gesicht. O, er kennt den Heinrich schon . . . der weiß schon, was er will. Dann macht er eine abwehrende Handbewegung und antwortet: „Wozu ein Testament? Hab' keins gemacht und mache auch keins. — Unsinn!“

„Ganz, wie du willst. Und eigentlich hast ja auch weiter keinen, der dich was angeht, und da wär' es . . .“

„Aber, wenn hernach der Pfarrer kommen sollte,“ unterbricht ihn der Janpeter, „dann könntest wieder herüberkommen, und die Toni auch. Dann soll alles ins reine gebracht werden; dann mach ich's ohne Testament.“

„Wird auch so am besten sein, Janpeter, ganz gewiß,“ urteilt der Bauer gleichgültig, und doch ist's in seiner Brust nicht so ruhig, wie er sich den Anschein gibt. Er möchte schon auflachen, aber da würde er leicht alles verderben. Da bringt er das Gespräch wieder auf alltägliche Dinge und Begebenheiten und schlüpft bei der ersten passenden Gelegenheit wieder hinaus. Mit schmunzelnder Miene geht er zurück ins Haus, um seiner Frau Nachricht zu bringen . . . Die wird auch zufrieden sein . . . Herüberkommen soll er mit dem Pastor, und die Toni auch . . . Die zwei wären ja eigentlich gar nicht nötig. Er könnt's schon allein mit dem Janpeter in Ordnung bringen . . . Aber mag wohl etwas zum Kirchenbau vermachen oder eine Meßstiftung festlegen wollen . . . Und die Toni soll dann vielleicht auch eine Kleinigkeit haben, hat ihm ja immer aufgepaßt . . . Und wenn's dann auch ein- oder zweihundert Taler sind, was der Pastor und die Toni haben sollen, mehr wird's sicher nicht sein; das Ganze bleibt ihm doch zumeist, und das wird er ihm dann wohl übergeben wollen . . . Anders wird's schon nicht sein . . . So hat er die Testamentskosten gespart, auch die Erbschaftssteuer . . . und . . . ist doch noch schlau auf seine alten Tage, der Janpeter, alles was wahr ist . . .

Nachdem er seiner Frau das Ergebnis seiner Nachfrage und seine Vermutungen mitgeteilt hat, macht er sich auf dem Hofe zu schaffen. Von da kann

er den Weg hinabblicken, der vom Dorfe her kommt. Und er späht fast unausgesetzt nach dem Pfarrer. Aber bis zum Nachmittag muß er doch seine Ungeduld beherrschen.

Zur Vesperzeit kommt der alte Pfarrer langsam den Weg hinaufgeschritten, in der einen Hand den Stock, in der anderen das offene Brevier.

Da geht der Bauer ins Haus zurück und ruft die Toni heran.

Raum hat sich der Pfarrer am Bette des Kranken niedergelassen, kaum hat er ein paar Worte mit dem Janpeter, der heute doch recht verfallen aussieht, gewechselt, da tritt der Bauer mit dem Dienstmädchen, der Toni, ein. Etwas unmutig blickt der Janpeter den Bruder an . . . Hat der's denn so eilig?

„Ja, ja, da seid ihr ja alle zwei,“ spricht der Kranke dann, „nun soll's zu Ende gebracht werden. Hab' lange genug darüber nachgedacht und bin nun vollständig im reinen. — Herr Pastor,“ wendet er sich dann an diesen, „es ist wegen des Nachlasses. Den will ich jetzt, wo ich noch lebe, verteilen. Deshalb hab' ich dem Bruder gesagt, daß er kommen soll und die Toni auch.“

Der Pfarrer nickt und meint: „Ist ganz vernünftig von Euch, Janpeter, daß Ihr's so machen wollt. Oft gibt's nachher nur Ärger.“

„Das könnt' bei uns doch schon nicht vorkommen, Herr Pastor,“ wendet der Bauer etwas beleidigt ein,

„es ist ja niemand anders da, der dem Janpeter verwandt ist und nahe steht, als wir. . .“

Der Pfarrer zieht die Schultern hoch. „Herr Hansen, es ist schon oft Ärger entstanden, wenn vorher nichts bestimmt war.“

„Toni, da hast den Schlüssel zum Koffer,“ wendet sich dann der Janpeter an das Mädchen, „darin steht ein Kasten aus Eisenblech, den bring’ mal her.“

Der Bauer blickt dem Mädchen nach, das in die Kammer nebenan geht, um das Gewünschte zu holen. . . . Warum der Janpeter nur ihm das nicht sagt, ihm, seinem Bruder, anstatt dem fremden Mädchen? . . . Ist schon ein richtiger Sonderling.

„So, Janpeter!“ Damit stellt die Toni die Kassette auf das Bett des Kranken, der nun den Deckel öffnet, zwei blaue Heftchen hervorlangt und ein Weilchen zwischen Papieren und hartem Gelde zählt. Die Toni macht sich an den Käfigen zu schaffen. Sie fühlt sich etwas beengt in dieser Szene; ihr ist’s etwas peinlich, daß sie bei den intimen Auseinandersetzungen, die es nun wohl geben wird und die sie, das Dienstmädchen, nichts angehen, Zeuge sein soll.

„Herr Pastor, wollen Sie einmal zählen, was an barem Gelde noch da ist, und der Heinrich und die Toni können auch zählen, damit . . .“

„Gewiß, Janpeter!“

Der Pfarrer zählt den Inhalt des Kastens durch; der Heinrich zählt leise mit, ihm entgeht kein Schein,

keine Münze. Die Toni steht ziemlich gleichgültig dabei; ihr wär's schon lieber, wenn sie nicht dabei zu sein brauchte; ihr ist's ums Herz ganz anders: das Leid und die Sorge, und hier nun . . .

„Sind dreitausendeinhundertundzwanzig Mark in barem Gelde vorhanden, Janpeter,“ sagt der Pfarrer und reicht dem Kranken die Kassette wieder hin.

Der in den rotgewürfelten Rissen liegende Kopf macht eine nickende Bewegung. „Wird schon so recht sein. — Und nun hört auf, alle drei, daß es jeder weiß: Von diesem Gelde soll meine Beerdigung bestritten sowie eine Mehstiftung für meine arme Seele festgelegt werden. — Kannst das wohl an dich nehmen, Heinrich!“

Der Bauer nimmt die Kassette mit gierigen Händen in Verwahr.

„Dies Sparkassenbuch, es sind mit Zins und Zinsezins fast vierzigtausend Mark darin, vermache und schenke ich Ihnen, Herr Pastor, mit der Bestimmung, das Geld zum Neubau der Kirche zu verwenden.“

Groß und starr blickt der Bauer auf. Sein Pulsschlag setzt einen Augenblick aus. Vierzigtausend Mark für die Kirche! . . . So eine Unvernunft! . . . Ist das ganze Jahr höchstens ein fünfmal in die Kirche hineingegangen, der Janpeter, und nun das für den Neubau . . . Nein, das ist . . . Aber was soll er nun machen? Da darf er sich schon nicht verraten, was sollt' sonst der Pfarrer denken . . . muß nun

noch lachen und freundlich sein dazu. Und er reißt sich zusammen, um ein zufriedenes Gesicht zuwege zu bringen.

Der Pfarrer nimmt das Sparkassenbuch bewegt und mit feuchten Augen entgegen. „Janpeter, das großherzige Geschenk lohne Euch Gott. — Hat mir schon manchmal Sorgen gemacht, unser Kirchenneubau, aber nun ist uns geholfen. — Im Namen unserer Pfarrgemeinde, deren größter Wohltäter Ihr geworden seid, sage ich Euch vielen, vielen Dank! — In unseren Gebeten sollt Ihr nicht vergessen sein, das verspreche ich Euch, Janpeter!“ Ein ganzes Weilschen hält der alte Pfarrer des Janpeters Hände in innigem Druck fest umspannt.

Staunen und Bewunderung erfüllt der Toni Herz bei diesem Vorgange . . . So eine Summe Geld! . . . Ihr schwindelt fast . . . Daß der alte Janpeter so ein reicher Knopf wäre, das hat sie nie gedacht. Aber hat nun wohl den besten Gebrauch mit dem Gelde gemacht. Die auf dem Hofe können's entbehren, und er schafft sich damit eine Treppe zum Himmel. Hat sich sonst ja doch nicht zuviel um sein Seelenheil gekümmert.

„Und dies Buch hier enthält mit allem etwas über zwanzigtausend Mark,“ spricht der Janpeter mit sichtlicher Anstrengung weiter.

Der Bauer lauscht auf. — Nun sind ihm die Vierzigtausend entgangen, da wird er doch die Zwanzigtau-

send bekommen. Ist doch auch noch was, wenn auch nicht so viel.

„. . . Diesen Betrag vermache und schenke ich der Toni Holt hier, die mir die ganze Zeit, seit sie auf dem Hofe ist, so liebevoll und gut aufgepaßt hat.“

Der Toni drohen die Sinne zu schwinden; das Blut steigt ihr in den Kopf, und stammelnd wagt sie einzuwenden: „Aber, Janpeter, das ist doch . . .“

„Sei nur still. Ich weiß, was ich tue. — Hättest wohl nicht so viel gekriegt, wenn das Unglück mit den Wendenleuten nicht gekommen wäre. — Aber nun kannst du das Glütchen retten, und ihr könnt' darauf wohnen bleiben. — Macht nur bald Hochzeit; der Lorenz hat nun eine Frau nötig.“

Die Toni hält des Janpeters Hand und weint, und ihre Tränen fallen in Segenstropfen auf die alten, runzligen Finger.

Mit verbissenem Groll steht der Bauer dabei. All seine Hoffnungen sieht er wie ein Kartenhaus zusammenbrechen . . . Nun ist's aber doch schon ganz aus . . . Zwanzigtausend Mark dem Mädchen, das ihn weiter nichts angeht, das nur seine Schuldigkeit getan hat, weiter nichts. Das ist doch schon eine richtige Verrücktheit . . . Wenn die Toni auch ein paar hundert Mark mitgekriegt hätte, das wär' schon zu verstehen gewesen, aber soviel? . . . Was bleibt da ihm noch? Wohl gar nichts! . . . Ob ihn das Mädchen nicht umschmeichelt hat? Trau einer so einem

Weib, und wenn's auch noch so arglos tut. . . . Da sind die paar Wassertropfen, die das Ding den Augen auspreßt, gut bezahlt. . . . So ein . . .

„Bet' nur für mich, du und dein Bräutigam, und bleibt brav alle zwei,“ wehrt der Janpeter des Mädchens Dank. Dann wendet er sich zu den beiden Männern: „Nun ist's geschehen, und ich bin fertig. — Was hier im Hause ist an Sachen, damit kannst du machen, was du willst, Heinrich.“

Der macht eine ablehnende Handbewegung. Er möchte schon ganz was anderes sagen, aber nun sag' einer was, wenn der Pastor da ist. — Endlich aber kann er seinen Groll doch nicht mehr zurückhalten.

„An deinen Bruder hast aber schlecht gedacht, Janpeter. Ich meine . . .“

„Du hast's doch nicht nötig, Heinrich. — Hab' dir doch schon damals genug gutgetan, als ich auf den Hof verzichtete. — Damit du aber nicht meinst, mich hätte wer beeinflusst, so sage ich dir: Ich habe ganz frei und unbefangen gehandelt, und ich denk', daß ich mit dem Meinen so recht getan hab'!“

Still ist's, ganz still nach des Janpeters Erklärung. Ein jeder empfindet das Peinliche, das der Bauer mit seiner Habgier heraufbeschworen. Nur die Vögel jauchzen und singen, als ob sie sich freuten über die gute Saat, die der Janpeter am Abend seines Lebens gesäet. — — —

Zu dieser Zeit steht die Bäuerin am Küchenfenster und späht unablässig nach des Janpeters Hause, ob der Heinrich noch nicht zurückkommt . . . Endlich kommt er mit düsterem Gesicht und zu Boden geschlagenem Blick über den Hof. . . . Hat vielleicht was abgeben müssen, vielleicht der Kirche etwas . . . oder wer weiß. . . . Sonst ist's doch eigentlich nur ihr Erbe. Wer ist denn noch verwandt mit dem Janpeter? Keiner. . . .

„Nun, was machst denn für ein Gesicht? Was hat's denn gegeben?“ fragt sie in einem Atem.

„Da hast deine Erbschaft!“ stößt der Bauer mit bitterem Lachen hervor und stellt den Kasten auf den Tisch, daß er klirrt.

Sie greift gierig danach, zählt das Geld und blickt den Heinrich fragend an: „Das ist doch wohl nicht alles, was du gekriegt hast?“

„Nee, nicht alles,“ hohnlacht er wieder. „Dies hier ist für Meßstiftungen und Begräbniskosten bestimmt, das gehört uns nicht. — Wenn du was haben willst, dann kannst dem alten Narren seine Blumen und Vögel nehmen, dann hast was. Das ist alles, was dir bleibt.“

„Was, was?“ staunt die Frau mit offenem Munde und großen Augen. „Er hat doch noch Geld gehabt, sicher auf der Sparkasse.“

„Stimmt, stimmt,“ nickt der Bauer und wandert mit harten Schritten in der Stube auf und ab. „Aber

vierzigtausend hat der . . . der . . . der Pastor gekriegt für den Kirchnenneubau."

"Bierzigtausend?"

"Und zwanzigtausend das Ding da, das Mädchen, die Toni. — Hast noch Worte? — Und mehr ist nicht da."

"Die Toni, unser Dienstmädchen, zwanzigtausend? Das ist doch wohl nicht zu glauben."

"Ist so. Ist so bestimmt, und der eine ist des anderen Zeuge. Kannst nichts machen."

Da sinkt die Bäuerin wie erschöpft mit verschlungenen Händen auf den Stuhl, während der Bauer weiter durch die Stube schreitet, hart und schwer, und dabei knurrt und knurrt wie einer, den ein Hund gebissen. Und beider Gedanken bewegen sich um die entgangene Erbschaft, die wie ein hohnlachendes Teufelchen vor ihren Augen tanzt und sie prickelt und zerrt.

"Ist nicht zu glauben, wirklich nicht," stößt die Bäuerin endlich mit rotem Kopf hervor, indem sie sich wieder erhebt. "Das hat man nun davon. . . . Und das ist dein Bruder. . . . Aber wird ihm schon in den Ohren gelegen haben, der Pastor. Bierzigtausend, das lohnt sich schon."

"Darfst gar nichts dagegen sagen, Anna," wendet sich der Bauer seiner Frau zu, "hat extra gesagt, der Janpeter, daß er ganz freiwillig die Schenkungen macht. Was willst nun machen? . . . Und redest darüber, kannst dir leicht noch den Schnabel ver-

brennen. Deshalb rat' ich dir: schweig' still von dem Pastor."

"So, so?" Mit in die Hüften gestemmt Armen steht die Frau in der Mitte der Stube. „Und das Ding, das Mädchen, zwanzigtausend! . . . Das hätt' ich nur ahnen sollen, keinen Schritt wär' mir das in das Haus gekommen. . . . So eine Scheinheilige! Tut so still und fromm und hat's faust dick hinter den Ohren. . . . Hat ihn doch beschwätzt, den alten Narren, das ist doch mal sicher."

Der Bauer zuckt nur die Schultern und sagt nicht ja und nicht nein darauf.

Da kommt die Toni ernst und still über den Hof auf das Haus zugegangen. Die Augen der Bäuerin funkeln vor Gift und Galle, wie sie das Mädchen erblickt. In der offenen Tür erwartet sie es.

"Kannst mal hereinkommen!" ruft sie mit zornbebender Stimme auf die Tenne.

Die Toni mag wohl ahnen, was ihr bevorsteht, aber im Bewußtsein ihres gutes Gewissens tritt sie der Bäuerin frei gegenüber.

"Da kann man ja wohl gratulieren", höhnt die Bäuerin mit verzogenem Gesicht, „bist ja nun aus allem Dreck heraus. Zwanzigtausend, das ist schon was, dafür kann man sich schon etwas gefallen lassen, kann man auch mal einem Honig um den Bart schmieren."

Der Toni steigt das Blut in den Kopf und hämmert's in den Schläfen. Sie fühlt die versteckte Anschuldigung, die in den Worten der Frau liegt. Vorwurfsvoll blickt sie das keifende Weib an: „Bäuerin, wie könnt Ihr so was sagen?“

„So, willst auch noch die Beleidigte spielen? Steht dir schlecht an.“

„Nichts könnt Ihr mir vorwerfen. Ich hab' stets nach meinem Gewissen getan. Und wenn ich den alten Mann behandelt habe, wie sich's dem Alter gegenüber gebührt, — ich hätt' das jedem getan —, so war das nur meine Pflicht. — Hat mir oft leid getan, der alte Janpeter, daß sich niemand um ihn kümmerte und keiner . . .“ Jäh bricht die Toni ab. Sie empfindet, daß sie sich in ihrem Eifer wohl zu weit gewagt hat.

„Hörst's, Heinrich, das geht uns an!“ ruft die Frau dem Manne zu, der am Fenster steht und sinnend in den Garten starrt.

„Du willst uns doch wohl nicht schulmeistern?“ fragt der mit verbissener Wut und rotem Gesicht.

„Nein, Bauer, nur rechtfertigen will ich mich.“

„Ich denk', wir zwei sind fertig, ganz fertig,“ fährt die Bäuerin fort, „wir zwei passen nicht mehr zusammen, deshalb kannst du gehen, je eher, je lieber!“

Mit feuchten Augen blickt die Toni von der Frau zum Manne.

„Ja, ist schon so. — Tut kein gut, wenn du länger auf dem Hofe bleibst. — So eine . . .“

„Da geh' ich morgen, wenn Ihr es so wollt,“ antwortet das Mädchen mit vor Erregung zitternder Stimme. . . . Einen groben Empfang hat sie wohl vermutet, aber so, einfach hinauswerfen, anders ist's wohl nichts, das kommt ihr doch hart und schwer an. Die langen Jahre hat sie nach besten Kräften ihre Pflicht getan, nie hat man ihr etwas vorwerfen können, und nun . . . „Vergeben will ich Euch alle Vorwürfe, mag Euch Gott auch verzeihen. Eins weiß ich: In all den Jahren, die ich Euch gedient, hab' ich immer meine Pflicht getan, und nie habt Ihr ein Wort des Tadel's für mich gehabt, deshalb mein' ich . . .“

„Brauchst nichts mehr zu sagen, nichts mehr!“ schreit ihr die Bäuerin mit erhobener Hand ins Gesicht. „Da ist die Tür, und das andere weißt' . . . Du, Heinrich, gib ihr den Lohn, der ihr von Rechts wegen zusteht. Ich will mir von so einer Mamsell nichts nachsagen lassen, nichts, nichts.“

Weinend geht die Toni aus der Stube. In ihrer Kammer sinkt sie am Tische nieder, stützt den Kopf in die Hand, und ihre tränenfeuchten Augen blicken ins Weite, ihre Gedanken gehen hin und her. . . . So glücklich ist sie immer gewesen, und nun . . . Soll sie dem Weibe das Geld vor die Füße werfen? Wäre auch nichts gebessert, denn die Bäuerin hat nun ihren Groll, und das Geld hat der Janpeter ihr ohne jede Beeinflussung geschenkt. Es wär' dem gegenüber schon

nicht recht, wenn sie es nicht nähm'. . . . Und war doch kein Unrecht, daß sie es annahm. . . . Wohin nun? Die Eltern tot, keine Geschwister. . . . Nun, Gott wird schon sorgen. Da ist's wohl am besten, sie fragt den Pfarrer um Rat. . . .

* * *

Am anderen Morgen ganz früh packt die Toni ihren Koffer. Den soll nachher der Lorenz Wende schon holen. Zum Gehen gerüstet, geht sie unten ins Haus, nimmt von den anderen Mädchen Abschied. Bauer und Bäuerin sind noch nicht zu sehen. . . . Ist auch wohl gut so, denn da bleibt ihr wohl noch manch' hartes Wort gespart. . . . Und sie tritt auf den Hof in den jungen Tag, der hell und klar geschritten kommt und alles in Licht und Glanz hüllt. Da fällt ihr Blick auf des Janpeters Behausung. Mitleid mit dem Alten, der ihr Wohltäter geworden ist, wallt in ihrem Herzen auf. Um ihm noch einmal zu danken, um ihm die Hand zum Abschied zu reichen, schreitet sie auf das Häuschen zu. Leise klinkt sie die Tür auf. Es ist so still drinnen, nur die Vögel singen und schmettern in den Käfigen. . . . Ihr wird's auf einmal so beklommen, so . . . sie weiß nicht, weshalb. Wie sie in die Stube tritt, liegt der Janpeter da mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen. . . . Schläft noch, und war doch sonst des Morgens immer so früh wach. Auf den Zehenspitzen tritt sie an das Bett, sanft und vorsichtig berührt sie des Alten Hände. Da erschrickt sie ob der

Kälte, die sie fühlt. Sie horcht — kein Atemzug regt sich. „Janpeter!“ ruft sie nun angstvoll. Keine Antwort, kein Lebenszeichen. Ihre Hand betastet die Stirn. Eiskalt ist die . . . der alte Janpeter ist tot. Still und friedlich ist er hinübergeschlummert. Einsam und allein.

Und sie sinkt nieder in die Knie und widmet ihm das erste Opfer des Gebetes und dankt ihm noch einmal mit innigem Händedruck. Dann geht sie wieder mit bewegtem Herzen hinaus.

Noch einmal tritt sie in das Wohnhaus. Sie würde ihre Schritte nie mehr dahinlenken, aber sie fühlt sich verpflichtet, die Leute von dem Tode Janpeters zu benachrichtigen.

In der Stubentür tritt ihr der Bauer entgegen.

„Bauer, Euer Bruder ist tot! — Ist wohl heute nacht entschlafen. — Gebe ihm Gott die ewige Ruhe. — Und nun lebt wohl!“

Der Bauer findet keine Antwort auf diese Nachricht. Mit großen Augen und staunendem Gesicht blickt er dem dahingehenden Mädchen nach . . . Sein Bruder tot . . . der Janpeter . . . der Sonderling . . . in der Ewigkeit . . . „Anna, hörst du“, ruft er endlich in die Küche, „er ist tot, der Alte, tot. . .“ — — —

Nach drei Tagen wird der Janpeter auf dem Dorffriedhofe zur letzten Ruhe gebettet. An der Seite seines alten Freundes, des so plötzlich ver-

storbenen Wende, hat man ihm das Grab geschaufelt. Die hochherzigen Schenkungen des Verstorbenen sind im Dorfe bald bekannt geworden. Da hat sich ein äußerst zahlreiches Leichengefolge eingefunden, um dem Janpeter auf diese Weise zu danken für seine Gabe. Dichtgeschart umstehen sie nun die offene Gruft, beten sie mit dem Pfarrer die Grabgebete. Vom Hofe ist der Bruder des Verstorbenen, der Heinrich, mit seinen beiden erwachsenen Söhnen bei der Beerdigung anwesend. Manch höhnischer und schadenfroher Blick fliegt aus dem Kreise der Dörfler zu den drei Männern hin, die mit düsteren Gesichtern und zusammengepreßten Lippen dastehen. Die wären schon am liebsten wie die Frauleute zu Hause geblieben, aber des Geredes wegen haben sie dem Alten das letzte Geleit gegeben, nur deshalb.

Der Pfarrer mit dem Küster und den Meßdienern geht wieder dahin. Nun treten die Leute an das Grab, um dem Janpeter die Handvoll Erde als letzten Gruß nachzuwerfen. Dann gehen auch sie wieder, und bald hat sich der Friedhof geleert. Nur zwei knien noch an der Gruft: die Toni Holt und der Lorenz Wende, denen der Tote das zertrümmerte Glück neu errichtet hat. In ihren Herzen haben sie ihm bereits ein Denkmal errichtet; die Dankbarkeit hat es gefügt, und die Liebe rankt den Gebetsfaden darum. Und das soll bestehen, solange sie leben, wenn auch sein Grab längst mit Gras und Geranke über-

wuchert und verfallen ist und niemand vom Hofe mehr des da Ruhenden gedenkt.

Wie sie nach einem Weilschen ihre Gebete beendet haben, nimmt die Toni ein Gläschen mit Weihwasser hervor und sprengt die Tropfen in das offene Grab.

So nehmen sie Abschied von dem alten Janpeter, dem Sonderling. —

Der barmherzige Samaritan.

...

